

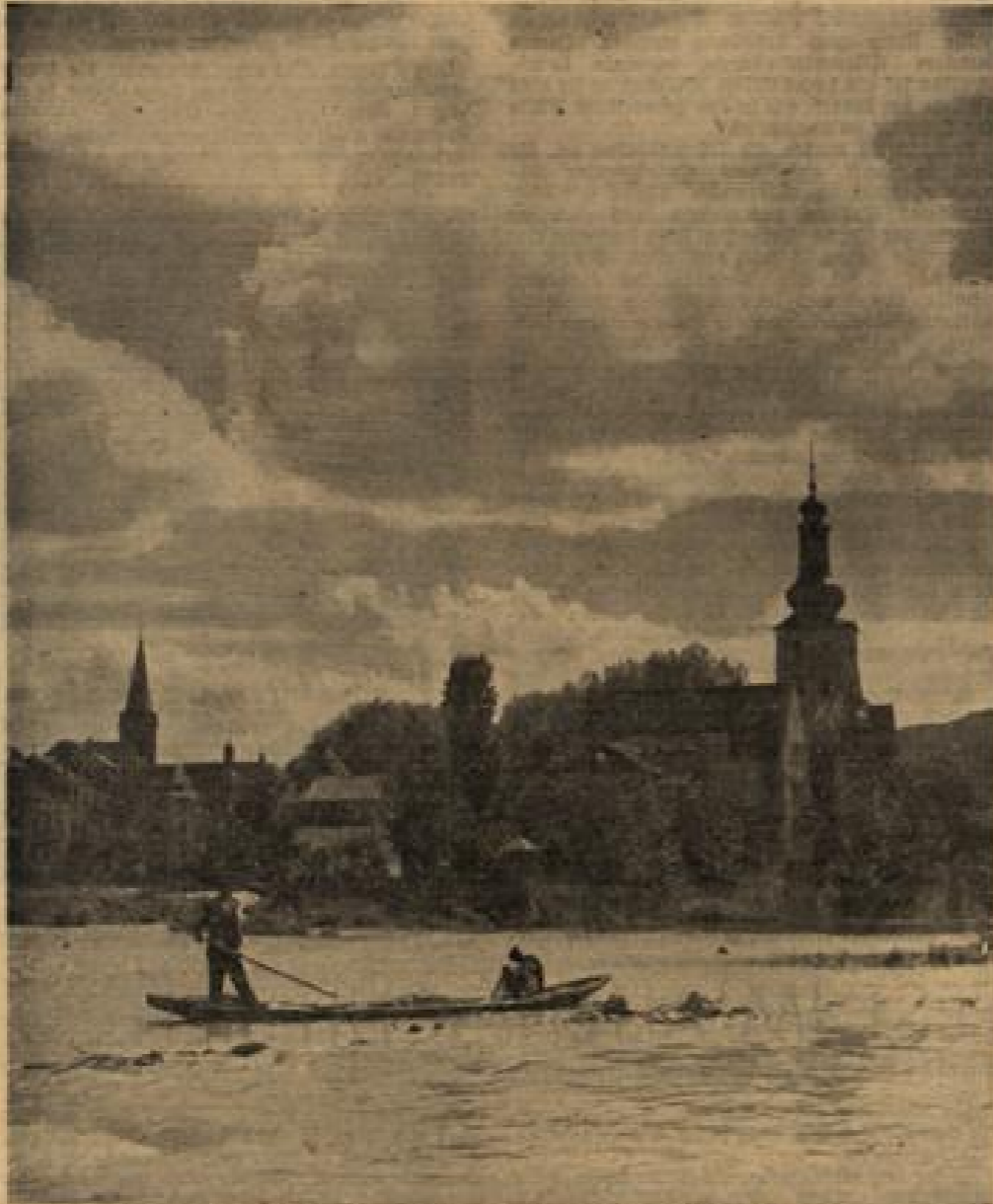
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952

226 (27.9.1952) Der Sonntag

Der Sonntag



FISCHER AUF DER NAHE BEI BAD KREUZNACH
 Eines der lieblichsten Nebentäler des Rheines ist das der Nahe. Vom Hunsrück kommend, mündet sie nach einem Lauf von 112 Kilometern bei Bingen. Mittelpunkt des Nahewaldes und wegen seiner radioaktiven Quellen berühmt ist der Kurort Bad Kreuznach. Die Stadt blickt auf eine lange Geschichte zurück, die in vielen alten Bauten ihren Niederschlag gefunden hat. (Aufnahme: Heisterkamp)

Als tönten Erde und Himmel

Anton Bruckner in Bayreuth / Von Julius Mette

Ein sonniger Tag des Jahres 1877. Brütende Hitze lastete drückend auf Bayreuth. Auf einer der menschenleeren, winkligen Gassen des Städtchens stand unschlüssig ein offenbar nicht ortskundiger Mann. Er war ein gutmütig aussehender alter Herr mit schwarzem, abgeschabtem Rock, furchbar weitem Kragen und richtigen Ziehharmonikahosen, die zwar viel zu weit, dafür aber auch viel zu kurz waren. Der Fremde sprach einen fröhlichen Bäckerjungen an, der, einen schweren Korb voll Backwerk am Arm tragend und mit der Linken eine feine hohe Zuckertorte auf seinem Kopf balancierend, daherschleifte. Beide schienen zufällig dasselbe Ziel zu haben, denn sie setzten gemeinsam den Weg fort, wobei der Alte dem Jungen die Zuckertorte trug.

Im Rennweg machten sie vor einem schönen, ganz im Grünen liegenden Hause halt. „Da ist! Villa Wahnfried!“ sagte der Bub und rief am Schellenzug. Ein Diener öffnete und nahm das Gebäck entgegen. „Ich habe die Torte nur so ganz zufällig mit tragen helfen“, brachte verlegen lächelnd der Alte hervor. „Ich möcht' halt gern den Meister persönlich sprechen.“ Durch die nicht ganz verschlossene Tür zum Arbeitszimmer des Meisters konnte der im Haus für wartende Besucher seine Anmeldung hören. „Da ist jemand, der Sie sprechen möchte, Meister!“ meldete der Diener. „Wer? Wie sieht er aus?“ „Eine ziemlich große Nase hat er und einen furchtbar weiten Kragen und so komische faltige Hosen.“ „Das kann doch nur der Bruckner aus Wien sein! Herin mit ihm!“ So kam Anton Bruckner zu Richard Wagner.

Bruckner schaute zu dem großen Meister auf, den er verehrte wie keinen Menschen sonst auf der Welt. „Ich möchte Ihnen halt nur meine neue Symphonie vorlegen. Die dritte ist, die ich fertiggebracht hab'. In D-moll hab' ich sie gesetzt, schauen Sie!“ Doch Wagner wehrte etwas nervös ab: „Lieber Bruckner, ich hab' jetzt wirklich keine Zeit! Schauen Sie hier die Pläne zum Festspielhaus und da die Notenblätter zu den Nibelungen!“ „Aber, Meister, wenn Sie nur mal einen Blick auf die Themen werfen wollten“, bettelte der Besucher und entnahm seiner Handtasche eine umfangreiche Partitur.

Wagner nahm die Notenblätter zur Hand, ging damit im Zimmer auf und ab, blieb plötzlich stehen, setzte sich, immer noch in die Komposition schauend, an einen Tisch und las und las. Schließlich wandte er sich an den

Wiener und sagte: „Lassen Sie mir die Partitur hier. Um fünf Uhr sind Sie hier mein Gast. Inzwischen schauen Sie sich doch einmal die Arbeiten bei der Festspielhalle an!“

Wie ein Träumender ging Bruckner durch die Straßen von Bayreuth und vergaß Essen und Trinken vor lauter Freude. Ganz unbewußt fand er den Weg zu dem grünen Hügel, auf dem die Bauhandwerker noch an den Grundmauern der Festspielhalle schafften. Dem Wiener Hoforganisten war es, als tönten Wald und Steine und Erde und Himmel wider von dem gewaltigen Klang der Wagnerischen Opern. Wie verzaubert stand er vor dem hohen Werk, das da vor seinen Augen wuchs.

Eine Weile schaute Bruckner den Handlangern zu und rief dann lebhaft: „Darf ich helfen?“ Alle lachten über den zeltamen Mann, der im schwarzen Rock wie ein Schuljunge Stein um Stein herbeischleppte.

Atemlos und bös bestaunt kam Anton Bruckner in Villa Wahnfried an, wo ihn Meister Wagner mit dem Ruf: „Sie haben mir einen frohen Tag gemacht!“ freudig umarmte. Und dann setzte Wagner erklärend hinzu: „Ich habe schon gedacht, nach Beethoven könnte keiner mehr eine Symphonie schreiben, aber Sie haben mich eines Besseren belehrt!“ Und als der Diener zwei große Hümpen mit Bier herbeischleppte, da hob Richard Wagner wild den seinen und rief: „Also, auf den größten Symphoniker nach Beethoven!“ und als Anton Bruckner bescheiden abwehrte, fügte er hinzu: „Nein, nein, das hat schon seine Richtigkeit!“

Wanderers Nachtlied

Verstehen wir es noch, Gedichte zu lesen?

Unserer schnelllebigen Zeit ist leider die Freude an der lyrischen Dichtung, die unsere Vorfahren so sehr begeisterte, verloren gegangen. Tempo, Tempo ist alles, und nicht einmal beim Lesen finden wir noch die Ruhe der Seele.

Ach, was sind wir Menschen des so gepriesenen 20. Jahrhunderts arm geworden! Der Menschengott feiert Triumphe und doch, wie arm sind wir an Geist! Sind wir überhaupt noch fähig, ein lyrisches Gedicht, etwa „Wanderers Nachtlied“ von Goethe, nachzuempfinden? Der Einunddreißigjährige schrieb es am 6. September 1780 an die Wand des jetzt verbrannten Häuschens auf dem Kinkelhahn bei Immenau in Thüringen, und einundfünfzig Jahre später, am 27. August 1831, kurz vor seinem Tode, las der zweiundachtzigjährige Greis die Zeilen seiner Jugend noch einmal voll stiller Ergriffenheit, jene Zeilen, die den russischen Dichter Lermontow, wie so viele Begnadeten des Auslandes zu wertvollen Nachdichtungen veranlaßt haben:

Ueber allen Gipfeln
 ist Ruh,
 in allen Wipfeln
 spürest Du
 kaum einen Hauch:
 Die Vögeln schweigen im Walde.
 Warte nur, balde
 ruhest Du auch.

Es ist vollkommen gleichgültig, wann und wo dieses Gedicht entstand, schreibt Wolfgang Goetz in seinem lebenswerten Buch „Du und die Literatur“ (erschienen im Deutschen Verlag der Ullstein AG), „und wäre es uns ohne den Namen Goethe überliefert, was zu danken wäre, da die vertikal stehende Wand des Häuschens die Handschrift des Dichters durchaus verändert hat, bliebe uns das Glück dieser Verse dennoch. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber möglich, daß im Hart oder in Schlesien oder auch in Italien sich noch Goethesche Verse an einer Wand finden könnten. Hier ist das Gefühl, das uns bei sinkender Nacht überkommt, restlos eingefangen. In diesen vierundzwanzig Worten ersticht die ganze abendliche Welt so einzigartig, daß selbst unsere größten Komponisten nicht vermocht haben, der Dichtung durch ihre Töne auch nur das Geringste hinzuzufügen. Im Gegenteil, sie sind ihr abträglich, denn dieses Gedicht ist Musik schlechthin...“

Neben dem Musik gewordenen Wort taucht vor uns die Landschaft auf, und zwar die Landschaft an sich, die wir im ersten Erwachen als solche erstmals schauten. Hier stehen wir vor einem Wunder, vor einer Offenbarung, also einem unmittelbaren Ausfluß Gottes oder der Natur oder wie wir das Unbegreifliche nennen wollen, denn nichts ist bedacht in diesem Gedicht, geschweige denn gekünstelt, alles strömt rein aus der Seele des Dichters oder wohl nur unmittelbar durch seine Seele zu uns...“

An einer anderen Stelle dieser seiner „Einführung in die Kunst des Lesens und in die Weltliteratur“ meint Wolfgang Goetz: „Ganz reine Kunstwerke gibt es nur herzlich wenig. Betrachten wir die Lyriker, so haben selbst die größten — mit den Ausnahmen Goethe und Hölderlin — wohl nicht mehr als zwölf vollkommene Gedichte geschaffen.“

Hierbei braucht man den allzu strengen Maßstab Stefan Georges nicht einmal anzulegen. Man glaube ja nicht, daß diese kleine Anzahl wirklich gering sei. Zweitens ist einem noch so langen Leben mit der Natur im gleichen Rhythmus geschwungen zu haben, zwölfmal Beauftragte Gottes gewesen zu sein, ist eine Gnade sondergleichen, wobei wir der Stunden des Betrachtens des Ein-seins mit dem All, die zu keiner Gestalt gelangten, nicht vergessen wollen...“

„Die Blume verblüht, die Frucht muß treiben“

Gedanken zur Zeit der Reife / Von J. Saudis

Das gab's zu unserer Zeit nicht! — Diese Jugend von heute!

Ich kann das Schimpfen auf die heutige Jugend einfach nicht mehr hören! Wenn man nämlich mal Gelegenheit hat, zu erlauschen, was sich ältere Herren gelegentlich am Stammtisch von ihren Jugendträumen erzählen...

Jedenfalls glaube ich, daß die Jugend von heute nicht ausgesprochen schlechter oder besser ist, als die Jugend früherer Zeiten. Wenn aber tatsächlich an dieser Jugend etwas nicht stimmen sollte, dann ist es um allereinstens ihre eigene Schuld, sondern die Schuld der Verhältnisse, in die sie hinein geboren wurde, also die Schuld der Alten, die für diese Jugend derartige Verhältnisse geschaffen haben. Wenn man überhaupt über ein Lebensalter klagen will, ist es wohl richtiger, wenn man etwas über das „Alter von heute“ sagt. Denn mit dem Alter von heute stimmt wirklich etwas nicht mehr.

Vor meinem Fenster neigen sich die Zweige des alten Birnbaumes unter der Last des Obstes; zwischen den saftig glänzenden Blättern hängen schwer und süß die reifen Früchte. Sie haben die äußere Härte und Festigkeit verloren, dafür bekommen sie die innere Süße und Milde.

Der ganze Blumen- und Blütenkult unserer Zeit scheint ein Ausdruck zu sein dafür, daß wir uns daran gewöhnt haben, das Leben unter dem falschen Gesichtspunkt der Blüte zu betrachten und nicht unter seinem Ziel der Reife und der Frucht. Und das ist das, was ich am „Alter von heute“ auszusetzen habe.

Wenn die alte Generation nicht alt und reif sein will, sondern stattdessen immer nur neidisch auf die Jugend schaut und die Jugend als die „Blüte des Volkes“ über alles setzt, als die „Garanten der Zukunft“ und was man alles gesagt hat, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn das Alter von den Jungen mit wenig Respekt angesehen wird. Wenn das Alter selber nichts von der Reife weiß und von der Frucht, dann wird die Jugend die Alten eben nur als verwelkte Blüten ansehen, als verkalbt und überflüssig.

Die Frucht entblättert die Blüte, aber sie ist mild und süß. Wir sehen und kennen eben so wenig alte, reife, milde Menschen voll Verständnis und Einfühlungsvermögen. Die Jugend ist hart und „schneidig“, alte, reife Menschen sind aber besonders dafür prädestiniert, am Menschen zu handeln, andere Menschen zu lehren, zu beraten und zu führen.

Für frühere Staatswesen war es selbstverständlich, daß den jungen, tatkräftigen Politikern und Heerführern ein „Rat der Alten“ (Senat oder Gerusia) zur Seite stand oder sogar übergeordnet war. Im Kriege kann eine Kompanie Soldaten auch mal von einem blutjungen, schneidigen Leutnant geführt werden, aber um einen Staat zu lenken, dazu gehört die Reife des Alters.

Insofern ist es eigentlich ein Lichtblick für unsere Zeit, und kann zur Hoffnung berechtigen in der Wirrnis der europäischen Geschichte, daß die großen Staatsmänner, in deren Hände im Augenblick die Geschicke Europas liegen, fast ausnahmslos greise, erfahrene Männer sind.

Auch die christliche Gemeinde wählt sich seit der Zeit der Apostel ihre „Aeltesten“, die die Leitung und Führung haben. Das Wort „Priester“ ist aus „Presbyter-Aelteste“ entstanden. Es ist wohl die schönste Frucht der Reife des Alters, andere Menschen zum Frieden Gottes und damit des Herzens führen zu können.

Die Großmütter und Großväter, die alten Tanten und Onkel haben hier tatsächlich große Aufgaben, zu helfen, zu führen und zu raten. Mittelpunkte des Friedens in den ruhelosen Häusern und Familien können sie darstellen. Vielleicht ist das traurige Los so vieler alter Menschen in unserer Zeit, daß sie

von den Jungen in die Altersheime abgeschoben werden, zum großen Teil ihre eigene Schuld, weil sie nicht ihr Alter und die hohen Aufgaben, die Gott der Reife des Alters zugeordnet hat, auf sich nehmen wollen.

Blüte und Frucht, Pflanze und Tier wurden von Jesus von Nazareth als Gleichnisse und Hinweise auf die Pläne Gottes mit den Menschen gesehen. Allerdings spricht er von der Blüte und ihrer Schönheit nur einmal, da er seine Jünger auf die Schönheit der blühenden Lilie hinweist, die in ihrer Frucht die Herrlichkeit des Königs Salomo übertreffe. Desto mehr aber deutet sein Finger auf die Frucht, die „Fruchtblüchlein“ herrschen vor: Vom Weinstock, vom Weizenfeld, vom Feigenbaum, der keine Frucht bringen wollte.

So selbstverständlich, wie der Bauer von seinem Feld und seinen Bäumen Frucht erwartet, erwartet er, daß der Mensch in seinem Leben Frucht bringe. „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gültigkeit, Glaube, Sanftmut.“

EINEN ENGEL VON DEN BERGEN

Erzählung von Alice Fliegel

Sie war sechs Jahre alt, als ich sie das erste Mal sah. Blond und blauäugig, mit einem runden Apfelgesicht. Weil sie zu jeder Zeit, ob die Sonne schien, oder ob es regnete, der Enge der Stube entwischte und draußen herumließ, nannte man sie Gassenbärbel.

Wenn der Föhn von der Bergen brauste und ihr rotes Röschchen wie einen Ballen aufplusterte, lief Gassenbärbel toll vor Freude über die Wiesen. Mit erhobenen Armen, als wolle sie alles, was ihre entzückten Augen sahen, Himmel, Wolken, Blumen und Sonne an ihr Herz nehmen...

Als ich an einem Sonntag in trübe Gedanken versank, an einer Tannenhecke vorbeikam, bog Gassenbärbel vorsichtig die Zweige auseinander, zwischen denen ein Vogel sein Nest gebaut hatte. Mit ihrer testeten kleinen Hand griff sie nach der meinen und zog mich näher, das Wunder zu bestaunen. Ihr strahlendes Lächeln fiel wie ein Tropfen Glück in mein Herz.

Von den Trümmern meines zerstörten Hauses, ohne Hoffnung war ich in das kleine Dorf gekommen. Allmählich schlossen sich die Wunden, und der Schmerz wurde sanfter. Wenn Gassenbärbel's eigentümlich hohe singende Stimme etwas Zärtliches sagte, sah ich die Zukunft von der Sonne beschienen, die ihr Haar wie Gold leuchten ließ.

Ein kleines lustiges Ding, so stand sie zappelnd vor Ungeduld vor mir, damit ich ein Stück des Weges mit ihr ginge.

Da dachte ich: kann ein Mensch unglücklich sein, der die Fülle eines Sommertages so wie Gassenbärbel's fröhliches Herz begreift?

Nur einmal habe ich Gassenbärbel traurig gesehen. Weiland saß sie auf den steinernen Stufen vor dem Haus und hielt ihre Puppe im Arm. Eine altmodische Puppe mit einem Kopf aus Porzellan. Sie war auf die Steine gefallen, und nun hatte der Porzellankopf ein großes Loch.

Ernst wie eine junge Mutter, die in Sorge um ihr krankes Kind ist, sah Gassenbärbel aus. Sie verband ihre Puppe, und die Tränen liefen ihr dabei über das Gesicht.

Leise strich ich über Gassenbärbel's blonde Zöpfe. Einer von beiden hatte immer die Schleife verloren, so daß das offene Haar wie eine Seidenfahne wehte und über ihr Gesicht fiel.

„Vielleicht kommt mit dem Föhn einmal ein Engel von den Bergen und macht die Puppe wieder gesund...“ tröstete ich.

Wie die Sonne durch die Wolken bricht, leuchtete da ein Lächeln durch ihre Tränen.

„Ja!“ sagte sie mit einem tiefen Aufatmen. „Ja... so wird es sein...“

Am anderen Tage kam sie lachend wie immer dem Föhn entgegen.

„Ich gehe den Engel holen!“ rief sie mir zu, und ihre Zöpfe flogen.

Nun bin ich nicht mehr in dem kleinen Dorf, aber ich werde dich nie vergessen, Gassenbärbel!

Wenn du einmal eine junge Mutter bist, und um dein krankes Kind Sorgen hast, dann werde ich dir die Geschichte schreiben, wie du, um deinem Puppenkind zu helfen, einen Engel von den Bergen holen wolltest...

